Bavar.
351

Bavar. 351

Bavar.
351

Bav.
351.

Bavaric. ~~pag. 59.~~
9.

[Sambuga]

R.

Ueber
Unverhältnißmäßige Bevölkerung
der
Hauptstädte.

Oder

zweyer Gelehrten Baierns

verschiedene Ansichten dieses Gegenstandes

beurtheilt.

1806.

17

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorerrinnerung.

Der aufmerksame Leser wird ohne Mühe einsehen, daß der gegenwärtige Aufsatz schon vor den neuen politischen Vorfällen verfertiget gewesen ist, vermöge welcher Baiern Zuwachs erhalten hat. In Hinsicht der aufgestellten Grundsätze ist dieses ungeachtet keine Veränderung an denselben nöthig gewesen; was aber die Angabe der Zahl der Einwoh-

ner eines Landes, verglichen mit der Größe der Hauptstadt, betrift, wird ein Jeder, der den Aufsatz zu lesen im Stande ist, das itzige Verhältniß nach dem angegebenen Maaßstabe leicht herzustellen vermögen, ohne daß man darum für nöthig gefunden hätte, sich in neue Ansätze, und Berechnungen einzulassen.

Nach dem Auszuge, welchen die oberteutsche allgemeine Litteraturzeitung Nro. LXXV, 22. Juny 1805 von dem Werke des Hrn. Lorenz Hübner — „Beschreibung der kurbaierischen „Haupt- und Residenzstadt München, und ihrer „Umgebungen, verbunden mit ihrer Geschichte, „zweyte Abtheilung" — liefert, glaubt der Hr. Verfasser die Aeußerung des Hrn Westenrieders, „daß München bereits schon um mehrere „tausend Einwohner übervölkert sey," prüfen und widerlegen zu müssen.

Es ist immer der Aufmerksamkeit des Publikums werth, wenn zwey bekannte Gelehrte ihre entgegengesezten Ansichten einer Sache demselben unter die Augen legen. Das mit Prüfung der Entwicklung folgende Zeitalter erhält durch eine solche Gegensetzung einen Funken des Lichtes, der, besonders wenn der Gegenstand praktisch ist, und auf öffentliche Anordnung Einfluß hat, nie ohne Nutzen seyn kann. Nur wäre es zu wünschen, daß die gegenseitige Entwicklung und Darlegung der Gründe

im-

immer mit einer solchen Mäßigung geschähe, welche der Wissenschaft und Gelehrsamkeit entspricht. An diesem streitigen Gegenstand Theil zu nehmen, bewegt mich die Pflicht eines jeden Weltbürgers, seine durchdachten Entwicklungen, geprüften Beobachtungen anspruchlos dem Publikum mitzutheilen, wenn Hoffnung ist, daß die Ansicht desselben berichtiget, und seine Wahl zuverläßiger bestimmt wird. Wo es um Wahrheit und sichere Leitung des Publikums zu thun ist, da kann man es nicht von sich ablehnen — Patriot zu seyn.

Ob aber gedachte Widerlegung des Hrn. Hübners am rechten Orte stehe; und ob München schon übervölkert sey, will ich jedoch nicht untersuchen: weil ich schon zu Genügen erfahren habe, wie auch die reinste Wohlmeinung in ein ungünstiges Licht gesezt werden kann; und wie vergeblich man oft Neigungen widerspricht, die so selten mit den bessern Vorstellungen von Größe und Wahrheit sich vertragen. Ich gebe darum dem Streitpunkte, welcher durch die Beschränkung auf ein Bestimmtes ein entgegengeseztes Interesse wecken könnte, Allgemeinheit, und frage ohne Rücksicht auf irgend einen bestimmten Ort: „Wann tritt Uebervölkerung in einer Hauptstadt

„ein,

„ein, und was ist von Uebervölkerung der Städte „und Hauptstädte zu halten?“

Ich glaube, ohne Furcht vor irgend einer zu erwartenden Bestreitung annehmen zu dürfen, daß ein jeder Staatistiker von der Nothwendigkeit eines Verhältnisses zwischen der Größe und dem Inhalte der Hauptstadt und dem Umfange und der Bevölkerung des dazu gehörenden Landes überzeugt seyn müsse. Die ganze Natur wird durch Verhältnisse getragen: und — gehört nicht auch der Staat zum Reiche der Natur? . . . Das beobachtete Verhältniß zeigt sich in der geistvollen Berechnung der Theile nach dem Umfange, dem Maaße, der Ausdehnung des Ganzen. Theilt man einen Staat in Bewohner der Städte, und Bewohner des Landes ab; in jene, welche durch den Feldbau den Nahrungsstoff hervorbringen, und jene, die (ohne Rücksicht auf nützliche oder entbehrliche Geschäfte, die sie treiben) ihn verzehren: so fodert diese Eintheilung eine Berechnung zu der Fruchtbarkeit des Erdbodens, und zu der Menschenkraft, welche nöthig ist, ihn anzubauen, weil weder die eine noch die andere unendlich ist. Wo die Berechnung fehlt, da kann entweder das eine oder das andere unverhältnißmäßig werden, und der Dauer oder Vollkommenheit des Ganzen im Wege stehn. Lauter Feldarbei-

arbeiter liefern zu viele Produkte, die ihnen lästig werden, und ihre Arbeit nicht bezahlen, weil sie keinen Abgang finden: und dieses erstickt die Thätigkeit; übergroße Städte machen sich fast unermeßliche Bedürfnisse, welche keine Thätigkeit befriedigt; sie zehren das Mark der Erzeugnisse auf, und die Arbeitsamkeit unterliegt, wie die Kraft eines Hausvaters, der eine überzählige Familie hat, die nichts verdient, und von dem Schweiße des Vaters leben will.

Es giebt aber mehrere Fälle, wo in einer Hauptstadt, verglichen mit dem dazu gehörigen Lande, Uebervölkerung vorhanden seyn kann. Sie kann eintreten: 1. wenn ihre Bevölkerung, gegen jene des übrigen Landes gehalten, merklich überzählig ist. Das Ebenmaaß ist hier außer Acht gelassen: und es muß zum Nachtheile des Ganzen ausfallen. Indem alles in der Natur so genau berechnet ist, muß man nicht glauben, es gehe ungestraft hin, wenn wir in irgend einer Sache der sorglosen Willkühr Platz geben! Hauptstädte dieser Art gleichen einem übergroßen Magen, einer unverhältnißmäßigen Lunge in einem Körper, die immer lebenverkürzend sind.

Setzen wir eine Hauptstadt von 60000 Einwohnern gegen eine totale Landesbevölkerung von etwa 2000000 Menschen: so dürfte man annehmen, daß die Hauptstadt etwa den 31sten Theil der Bevölkerung des Landes enthalte. Ein und dreyßig Landleute stehen also einem Bewohner der Hauptstadt gegenüber, das heißt: sie tragen, sie erhalten ihn in Rücksicht auf Verköstigung.*) Nun sind doch in einem solchen Lande auch mehrere Provinzialstädte, welche für ihren Kreis ohngefähr wie Hauptstädte sind, deren Bevölkerung gerne das Doppelte von der Hauptstadt ausmachen möchte. Da aber jedoch in den Provinzialstädten noch wenigstens einiger Gewinn aus dem Feldbaue gezogen wird: so wollen wir nur die Hälfte der Einwohner der Provinzialstädte als solche annehmen, die allein von der Produktion des Landes leben. Dieses nöthiget uns aber das oben gezogene Verhältniß von 31 Landleuten gegen einen Bewohner der Hauptstadt auf die Hälfte herabzusetzen, weil durch den Beysatz eines Verzehrenden aus den Provinzialstädten auf 31 Landbewohner kommen: somit wäre das Verhältniß der Bewohner der Städte zu jenen

*) Wenn man auch in der Hauptstadt Künste treibt, und dadurch Geld verdient: so macht dieß hier nichts zur Sache, denn Gelehrte und Künstler leben immer von den Landeserzeugnissen.

des Landes; der Verzehrenden zu den Produzirenden ohngefähr wie 1 zu 15. Die Städte machten demnach den fünfzehnten Theil des Landes aus, und auf die Produktion von fünfzehn Ackersleuten fiele ein Städter. Da aber, wie jedermann weiß, der Städter nicht so leicht zu erhalten ist: so möchte auch nur ein solches Verhältniß als ziemlich lästig ausfallen.

Wir sind aber mit diesem Ansatze in Betreff des wahren Verhältnisses zwischen den verzehrenden und produzirenden Menschen eines Staates noch nicht am Ende. Von dem durch Arbeit hervorbringenden Landvolke müssen auch noch die Kinder und Soldaten abgerechnet werden. Kinder sind bis in ein gewisses Alter unfähig zu erwerben; Soldaten sind durch Dienstleistungen in ihrem Berufe gehindert, und produziren wenistens nicht vollständig. Wir wollen jedoch nur die Kinder in Anschlag bringen, weil sich die Wahrheit der Berechnung auch ohne ängstliche Genauigkeit darlegt. Rechnen wir im Durchschnitte drei Kinder auf eine Familie: so müssen von den oben angesezten fünfzehn den Nahrungsstoff hervorbringenden Personen, welche einem Städter gegenüber stehen, noch drey Fünftheile, ohne die Soldaten in Anschlag zu bringen, abrechnen: und somit ergäbe sich das Ver-

hält-

hältniß der produzirenden Landesbewohner zu jenen der Verzehrenden wie sechs zu eins.

Da aber die Kinder und Soldaten, wenigstens zum Theile nichts erwerben; so müssen auch diese noch unter jene gezählt werden, welche der produzirenden Klasse der Bürger zu Last fallen: und es ist offenbar, daß das angegebene Verhältniß von sechs zu eins noch lange nicht das richtige ist.*) Um aber das Verhältniß nicht noch weiter abändern zu müssen, will ich Arme und Kranke, u. s. w. nicht einmal in Anschlag bringen.

Ungeachtet aber aller dieser Berechnungen, an welchen man Freygebigkeit gewiß nicht verkennt, will ich mir sogar gefallen lassen, daß man nur die alleinige Hauptstadt in Anschlag bringe, und nach der obigen Annahme von 60000 Einwohnern in der Hauptstadt gegen eine totale Bevölkerung von 2000000 Menschen des Landes, ohngefähr dreyßig Produzirende gegen einen Verzehrenden rechne: so ist auch dieß schon ein Verhältniß, welches die ehemalige von Paris um vieles übersteigt, obgleich

*) Ich erinnere jedoch, daß die Kinder, wie sie heranwachsen, auch steigend verdienen. Um gerecht zu seyn, wollte ich hier dieses bemerken, und es dem beliebigen Anschlage überlassen.

gleich nur wenige Länder die Vergleichung in Betreff der Fruchtbarkeit und anderer Nahrungsquellen mit Frankreich aushalten. Man rechnete daselbst gegen einen Bewohner der Hauptstadt fünfzig Landeseinwohner: und jedermann war überzeugt, Paris sey, gegen den Menscheninhalt des übrigen Landes, übervölkert. Was würde man gesagt haben, wenn das Verhältniß der Bevölkerung in Paris gegen die Summe der Einwohner auf dem Lande noch um zwey Fünftheile höher gestanden wäre, wie es im angegebenen Verhältnisse von eins zu dreyßig erscheint? . . .

In einer Hauptstadt kann Uebervölkerung vorhanden seyn, 2) in Hinsicht auf die Erzeugnisse des Landes. Manche Länder sind zwar fruchtbar: aber sie sind es nur einseitig. Sie ziehen Getreid im Ueberflusse: aber die übrigen Erzeugnisse, welche Bedürfniß sind, oder an welche das einschleichende Wohlleben gewöhnt hat, müssen von Außen herbeygebracht, und durch Tausch des inländischen Produktes erhalten werden. Zucker, Kaffee, Tücher, Leinwand, Seidenzeuge, Weine, Oele, Arzeneyen, Vieh, Farben, u. s. w. muß das alleinige Getreid bezahlen. Setze man noch dieß hinzu, daß solches Land vielleicht noch überdieß einen ungemein großen Theil seines Getreides

in

in sein gewöhnliches Getränk verwandelt: so ergiebt es sich auch von daher, daß in einem solchen Lande, welches alles aus dem alleinigen Getreikasten bestreiten muß, große Hauptstädte, bey welchen sich die Bedürfnisse nach dem Verhältnisse ihrer Größe vermehren, nur lästig fallen können. Indem ein großer Theil des gewonnenen Getreides für die, besonders durch die Hauptstadt unentbehrlich gemachten Dinge, answandert, wird das erste Bedürfniß des Menschen, das Brod, nothwendig theuer.

In der Hauptstadt kann 3) Uebervölkerung in Ansehung der Leute seyn, welche bloß durch Aussinnung von Gemächlichkeiten, und Bearbeitung der Lust ihren Unterhalt suchen, und — reichlich verdienen, ohne etwas zur Steuerung der Bedürfnisse des Lebens beyzutragen. Ich rechne hieher alles, was nnter die Klasse der Lustig- und Spaßmacher, der Gaukler und Zeitvertreiber, der Fleischhändlerinnen, und Freuden . . . chen, der Spieler mit Vorhängsylben jeder Art gehört, deren Zahl oft eine Legion ausmacht. Menschen, welche selbst noch die Verdorbenheit der Städter ausspähen und die durch ihre Anbietungen Verdorbene schaffen, gehören in kein Land; am wenigsten in die Hauptstadt, wie man gewöhnlich, auch ohne frem-

fremde Beyhilfe, sinnreich genug ist, sich ein Daseyn zu geben, für welches die Vernunft keine Billigung, und die Natur keinen Segen hat. Die elenden, verächtlichen Mittel, Brod zu gewinnen, solcher Verderber des Staatengeistes, und dadurch der öffentlichen Sittlichkeit, können von keiner sich selbst entsprechenden Verfassung geduldet werden: denn sie sind es, die einen häufigern und schädlichern Müßiggang unter dem Volke veranlassen, als unter dem Schutze der übertriebensten Feste herbeygeführt werde konnte. Die Hauptstadt sollte der Mittelpunkt der religiösen und bürgerlichen Thätigkeit seyn: und dahin taugen wahrhaftig die Lustkünstler nicht, wenn man nicht mit sich selbst im Widerspruche seyn soll. Will man daraus auch den Mittelpunkt des Zeitvertreibes machen: so will man offenbar das erste durch das zweyte aufheben, d. h. sich zernichten. Wie sollte denn, wenn von allen Ecken der Strassen der Zauber der Einladungen winket, Liebe zur Thätigkeit sich der Geister bemächtigen können!

Ueberhaupt kommen mir unverhältnißmäßige Hauptstädte wie ungeheure Palläste vor, die nur einen mäßigen Garten um sich her sehen. Das übergroße Gebäude kann sich aus dem nicht angemessenen Erdreiche nicht erhalten. Stehen ihm

nicht

nicht Quellen des Zuflusses von Außen offen: so kann sich nichts anders ergeben, als, daß diese scheinbare Größe frühe oder spät eine Herberge des Elendes werde.

Ich glaubte diese wenigen Bemerkungen voransetzen zu müssen, um sodann mit mehr Gründlichkeit und Zuverläßigkeit die Behauptungen beyder gelehrten Männer prüfen, und die Resultate der Entscheidung des sachkündigen Publikums überlassen zu können, dem es zu ermessen zusteht, bey welcher Behauptung die Harmonie der Theile wohlthätiger ist; das Verhältniß weniger beeinträchtiget wird; und die Gleichheit der Bürger gesicherter dasteht.

Wenn ich das, was Hr. Hübner Westenriedern entgegensetzet, genau erwäge: so ist es mir nicht, als wenn ich damit zufrieden seyn könne. Seine Antworten scheinen mir oft den erwarteten Gehalt nicht zu haben, und ich glaubte deßwegen, da uns eine jede Wahrheit kostbar seyn muß, und eine jede üble Berechnung auf Kosten der Menschheit geht, es versuchen zu müssen, durch eine neue Prüfung des Gegenstandes die bessere und geprüftere Meynung der Aufmerksamkeit des Publikums zu empfehlen.

Es

Es fiel mir bey dem ersten Anblicke der Gegensätze des Hrn. Hübners auf, daß derselbe sich nicht so ganz an Ausdruck des Hrn. Westenrieders hält, welcher von Uebervölkerung spricht, da man sich, ihm gegenüber, meistens des Wortes Bevölkerung bedient. Man hätte sich immer erinnern sollen, Westenrieder spreche von einem Verhältnisse, und er müsse demnach nur in dieser Hinsicht beurtheilt werden: denn von bloßer Bevölkerung ist hier die Rede nicht. Die Frage stellt sich auch wirklich dadurch ganz anders; und allgemein ausgesprochen heißt sie dann: „Muß es ein „Verhältniß zwischen der Bevölkerung einer Haupt„stadt, und jener eines Landes geben; und läßt „es sich wohl bestimmen, wann dieses Verhältuiß „überschritten werde?"

Gegen den ersten Grund des Hrn. Westenrieders, welcher ihn veranlasset die Uebervölkerung der Hauptstädte zu mißrathen, „weil eine „größere Volksmenge eine größere Theurung aller „Lebensmittel zur Folge habe," wendet Hr. Hübner ein: „Es ist im Allgemeinen falsch, daß eine „größere Bevölkerung auch eine größere Theurung „der Lebensbedürfnisse zur Folge habe."

Ich

Ich fürchte, es möge schwer seyn, einer so einleuchtenden und am Tage liegenden Wahrhait so zuverläßig zu widersperchen. Die größere Bevölkerung in einer Hauptstadt setzet ja eine größere Menge der Verzehrenden; diese veranlasset eine verhältnißmäßige Seltenheit der Lebensmittel; und mit der Seltenheit muß steigende Theurung eintreten. Ein jeder Wochen- und Fruchtmarkt liefert den Beweis im Kleinen. Die vermehrte Zahl der Werber um eine Waare erhöhet ihren Preis; und wenige Käufer in Vergleichung mit der Menge der Marktgegenstände verringern ihren Werth nach dem Maaße der wenigen Suchenden.

Man wird der Gründlichkeit dieser Bemerkung dadurch auszuweichen suchen, indem man sagt: „Der häufigere Abgang eines Nahrungsmittels in „der Hauptstadt vermehre das Streben die gesuch„te Waare anzubauen.“ Dagegen läßt sich aber Manches mit vielem Grunde erinnern. Wie ist dieser vermehrte Anbau zu erwarten, wenn man es geschehen läßt, daß die Städte sich übervölkern, und dadurch dem anzubauenden Erdreiche seine Pflanzer entziehen? Ist dieses das Mittel die Nahrungsstoffe zu vermehren, wenn man die arbeitsamen Hände, und die vielleicht gerade auch

die denkendern Menschen, nach Willkühr, und so wenig zu ihrem Glücke, in die Städte wandern läßt? Setzen wir aber auch diese so gründliche Bemerkung auf die Seite, und lassen wir es gelten, daß der häufigere Aufkauf der Lebensmittel den vermehrten Anbau derselben zur Folge haben: wird der Vortheil nicht lediglich scheinbar, wenn man bemerket, daß die Beflissenheit, einen der gesuchten Gegenstände desto häufiger zu liefern, die verhältnißmäßige Vernachläßigung eines andern Gegenstandes des Feldbaues herbeyzieht? Muß man somit nicht den Vortheil, welchen man auf einer Seite erreichet, mit der Aufopferung eines andern bezahlen? Wo Spinnereyen, und Fabriken überhaupt, im Gange sind, da muß man ein jedes Stück Brod von Außen herbeyholen; wo Getreide den Hauptbau ausmachen, da muß man einen Theil des eingezogenen Geldes für Oehle, Färbematerialien, Wein, u. dgl. auswärts versenden; und wo die abgehenden Weine die vorzüglichste Beflissenheit werden, da vertauschet man seinen Herbst um die Erndte. Was ist bey solchen einseitigen Bearbeitungen am Ende gewonnen? . . .

Aber nicht allein durch die vermehrte Anhäufung der Verzehrenden in den Hauptstädten, die

der Erde nichts abgewinnen, und doch von derselben leben wollen, muß die Theurung der Lebensmittel erhöhet werden: sondern auch noch der Umstand wirkt außerordentlich dahin, daß mit der wachsenden Zahl der Menschen der Aufwand im Essen und Trinken gesteigert wird. Die zunehmende Menschenzahl vervielfältigt das gegenseitige Annähern; das von einander Abhangen; einander gewohnt werden; einander bedürfen; und das Streben sich das Beysammenseyn angenehm zu machen. Es sich geistig angenehm machen, ist nicht jedermanns Sache. Man wählet das Angenehme durch Gaumen und Genuß, weil es so ziemlich jedermanns Sache ist. Man gewöhnet sich an Essen und Trinken; die fast unterliegenden Verdauungskräfte werden durch reizende Getränke, selbst durch Arzneyen gestärkt; der Magen erweitert sich, und die Kunst der Zubereitung vertreibt den Eckel. Di Anzahl und der Reichthum der Mahlzeiten steigt und bey der größern Entfernung von der Einfachheit nimmt die Theurung in dem Maaße zu, in welchem der Aufwand wächst. Die Natur ist dort nicht mehr mit Wenigen zufrieden. Man suchet einander; hat tausend Ursachen sich zu suchen; man will sich das Beysammenseyn angenehm machen: und wie kann man dieß ohne Gastmähler! So

wird Rom, und mit ihm so manche Hauptstat, zum fortgesezten Gastmahle. *)

Mehr Menschen, und mehr Aufwand sind aber ein doppeltes Mißverhältniß zur Produktion!

Selbst der unächte Begriff von Größe, den sich Hauptstädte so gerne von sich machen, trägt dazu bey, sie durch einen hinweggeworfenen Aufwand zu suchen. Sie erschein da gerne groß an ihrer Bewirthung, an ihren Tafeln, weil jene welche sich daselbst einfinden, meistens nur diese Größe kennen, und nach dieser Größe urtheilen. Was ich dabey, als hieher gehörig, zu bemerken finde, ist: die Speisen fallen nicht mehr von den Wolken, sondern sind Erzeugnisse der Erde, die weit hinter der Lust der Menschen zurücke bleibt; die bey größerer Verzehrung seltener, und folglich theurer werden müssen.

Was jedoch die hauptstädtische Größe nicht verschwendet, wissen die Unternehmer der öffentlichen Anstalten der Ergötzung zu vollenden. Diese geleh=

*) „Sed propter luxuriam quodammodo epulum quo-„tidianum est intra janus Romae &c. Varro de re „rust. III, 2.

gelehrigen Leutchen verstehen sich bald in die kostbaren Launen der Sinnlichkeit, und werden so erfinderisch, daß sie selbst, unter den geistigen Vorwänden — Eß- und Trinkgesellschaften herstellen. Die Musen selbst sind ihres Namen nicht mehr sicher, so nüchtern sie auch an den Wasserquellen des Parnasses sitzen, um ein Beyspiel der Nüchternheit zu geben. Ob aber in solcher Lage die Gierde des Landmannes nach Gewinn dem Reize zu verzehren der übervölkerten Städte gleichen könne, überlasse ich dem Urtheile des geneigten Lesers.

Hr. **Hübner** glaubt, sich hier, bey dem Falle der steigenden Theurung, auf „Zusammenfluß von „Umständen, auf Staatsübel, Krieg, Mißwachs „und ähnliche physische Uebel“ berufen zu dürfen: aber da findet er gegen den Satz, welchen er bestreitet, keine Schuzwehre: denn von so außerordentlichen Fällen ist bey dieser Untersuchung keine Rede. So wahr es ist, daß ein Zusammentreffen solcher Umstände eine *zufällige* Theurung hervorbringen kann: eben so wahr ist es, daß eine solche Theurung wieder verschwinden muß, sobald die herbeyführenden Umstände aufhören. Aber die befragte Theurung ist nicht von dieser Art. Es ist die Rede von einer Theurung, welche aus der Uebervölkerung einer Stadt entspringt, und diese ist nicht

zu

zufällig, sondern bleibend. Sie wird in der Zeit der eintretenden Fälle drückend werden können, aber sie wird auch ohne diese nach dem Verhältnisse der Anhäufung der Menschen, die nichts hervorbringen, und doch leben wollen, steigen müssen. *)

Schon

*) Man lese hier ein Lamento aus einem Schreiben aus Frankfurt, in der Augsb. ordin. Postzeit. welches ohne weiters die nachtheiligen Folgen des Luxus der Hauptstädte, und der kaufmännischen Spekulationen darstellt. „Seit einigen Monaten, „heißt es daselbst, herrscht hier ein sehr starker „Geldmangel, desgleichen man sich seit vielen „Jahren nicht erinnert. Er ist aber auch auf an„dern Wechselplätzen, als Hamburg, Leipzig ꝛc. „allgemein. Zu diesem Geldmangel gesellt sich „ungewöhnliche Geschäftslosigkeit. Ueberhaupt ist „die gegenwärtige Handelsbilanz von Deutschland „so beschaffen, daß sie in die Länge nicht fortdauern „kann. England zieht für seine Kolonial= und Ma„nufakturwaaren je mehr und alles baare Geld an „sich, und giebt davon nur wenig oder nichts zu„rück. Deutschlands Natur= und Kunstprodukte „aber reichen lange nicht zu, um diesen Verlust, „und die Summen, die es an Frankreich für Wei„ne, Seidenstoffe ꝛc. verliert, zu ersetzen. So „muß also mit jedem Jahre die Masse unserer klin„genden Münze weniger werden.“ Nro. 191. Samst. 10. Aug. 1805.

Schon in dieser ersten Antwort, welche Hr. Hübner auf Westenrieders Behauptung ertheilt, scheint sich mir allmählig bey ihm Uebervölkerung mit Bevölkerung zu verwechseln, und darin der Grund der mißlungenen Beurtheilung zu liegen. Nur dadurch wird mir erklärbar, wie Hr. Hübner seinen Gegensatz mit der Bemerkung schließen konnte: „man müßte denn annehmen, daß „der größere Zusammenfluß von Menschen blind„lings sich eine ungeheure Wüsteney sammelte, wel„che aller Produktion unempfänglich wäre." Hier vergißt er offenbar die Uebervölkerung einer Hauptstadt, wovon die Rede ist, und hält sich dafür an Bevölkerung im Allgemeinen, die nicht hieher gehört. Aber auch mit dieser seiner Bemerkung schlug er sich selbst eine Wunde: denn ob eine Hauptstadt in paradiesischen Gefielden, oder auf einer Kiesbank liegt; als Hauptstadt ist und bleibt sie einmal, wo nicht aller, doch einer merklichen Produktion unfähig; und lebt von fremden Erzeugnissen.

Ich rede von Hauptstädten, wie sie sind. Wenn ich sehe, daß auch die geringere Klasse der Einwohner höchstens noch ein Gärtchen zur Erziehung einiger Blumen, eines Salates, eines Rettigs anbauet; und auch der weniger bedeutende Diener

sich

sich schämet ein Werkzeug der Arbeit zu berühren: so wird es mir klar, daß diese alles von der Thätigkeit der Landleute hernehmen müssen, welche in dem Maaße kostbarer wird, als mehrere Verzehrende gegen die Zahl der Hervorbringenden stehe. Werden die ersten Diener des Staates auf ihren Tischen das Brod essen, dessen Acker sie mit eigener Hand angebauet, dessen Saamen sie gesäet haben, so blieb ihnen vielleicht noch so viel übrig, daß sie verkaufen, und dadurch den Preis vermindern könnten. Hielten es Generäle, nachdem sie den Degen mit Ehre geführet haben, nicht unter ihrer Würde, ihre Hände an den Pflug zu legen: dann würden freylich ihre oft zahlreichen Häuser des Brodes der andern nicht bedürfen, sondern noch von ihrem Ueberflusse mittheilen. Die Zeiten haben sich geändert, wird man sagen. Aber nicht zur Erleichterung der Preise; nicht zur Hoffnung der Wohlfeile. Es bestättiget also die Wahrheit: „Die Uebervölkerung der Hauptstädte vertheuert bey „heutiger Sitte.“ Ich belege es mit einer Stelle aus der Geschichte. — „Welches war doch, fragt „Plinius, die Ursache des reichlichen Ueberflus„ses (im alten Rom)? Damal bauten selbst die „Imperatoren mit eigenen Händen die Felder an; „und man sollte glauben, die Erde habe sich über „den gekrönten Pflug gefreuet. Es mag auch seyn,

„daß

„daß sie mit eben der Sorge das Erdreich bearbei„tet haben, als sie den Krieg führten; daß sie „mit eben der Vorsicht ein Feld anlegten, wie „ein Lager. Vielleicht wächst auch unter ehrwür„digen Händen alles freudiger, weil alles sorg„fältiger geschieht," *)

Die zweyte von Hrn. Westenrieder ganz bescheiden ausgedrückte Ursach die Uebervölkerung der Hauptstädte zu mißrathen, heißt: „Nicht immer „wird durch größere Bevölkerung die Moralität „befördert. Es giebt Gewerbe, wodurch sie so„gar gefährdet und untergraben wird." Der Verfasser hätte wohl geradezu behaupten dürfen: „die „größere, unverhältnißmäßige Bevölkerung in den „Städten ist der Moralität nachtheilig." In einen mäßigen Umfang, selbst in einzele Häuser zusammengedrängte Menschen, die einander um so viel leichter theils irrige Grundsätze mittheilen, theils durch böse Beyspiele anstecken; Arbeitsscheue und geschäftiger Müßiggang, welche man ohne große Gefahr der Uebertreibung den Geist der Hauptstädte nennen kann; daraus entstehendes Streben nach Zerstreuung und Ergözlichkeiten die lästige Zeit zu tödten; Gefallsucht, als die Einladung zu gegenseitigen Verbindungen; Heißhunger nach Mo-

den,

*) Lib. 18, 3.

den, als erprobte Mittel Aufmerksamkeiten auf sich zu ziehen, u. s. w. sind doch wahrhaftig keine Erweckungen zur Herbeyführung einer im Wesen der Vernunft gegründeten Moralität! Setze man noch dazu die oft eben so verunglückten als mißbrauchten öffentlichen Anstalten der Lust und Zerstreuung, welche man mit einem Aufwande von Scheingründen zu rechtfertigen suchet, und welche selbst die noch Aufrichtigern „ein nothwendiges Uebel" nennen. Vergesse man den Unfug eines merklichen Theiles des Handelsstandes nicht, der die Menschen an ihrer schwachen Seite packt, und indem er ihre Lust ausspähet, seine Mitbürger durch Vorhalten und Anbiethen der Gegenstände der Lust zu Ausgaben reizet, die man nach der Hand so gerne durch List, Uebervortheilung und Raub decket. Füge man zu diesem nicht so leicht zu vollendenden Bilde: daß die Hauptstädte der so gut als verabredete Zusammenfluß der Verdorbenen aus den entferntesten Gegenden sind, die ihre zu Hause veralteten Unartigkeiten hier als neue Sitte zur Schau tragen, und sogar ihre unverschämte Pöbelhaftigkeit *) Leuten, die von feinerem Tone zu seyn

*) Hieher gehört unstreitig die schandvolle Sitte unserer Stutzer, ihre Hände ... (ich schäme mich die Unart mit Worten bezeichnen); und jene unsrer Stutzerinnen sich durch Nacktheit als solcher Wüstlinge würdig zu erklären.

seyn glauben, ankleben: — so wird man sich wohl nicht der Uebertreibung schuldig machen, wenn man annimmt, unverhältnißmäßige Bevölkerung in den Städten sey der Moralität nachtheilig.

Diese Annahme muß sich noch um so vielmehr bewähren, wenn man bemerket, daß die Opposition gegen Zeitgeist, Verführung, eigenes Nachlassen im Guten in den meisten Hauptstädten in gar keinem Verhältnisse zu diesen Ausbreitern der Unsittlichkeit steht. Man wird diese Ausstellung ungerne hören; aber ich nehme sie willig zurück, wenn sie nicht wahr ist: ja, ich wünsche sie zurück nehmen zu müssen! Will man mir die Erziehungsanstalten entgegensetzen: so weiß ich noch nicht, ob ich nicht der guten Sache vergebe, wenn ich mich auf mehr, als auf guten Willen (der schon immer Erkenntlichkeit und Dank verdienet) einlasse. Wer sich von dem Unausgemachten der Sache überzeugen will, der lese nur, was in den lezten Zeiten über Pestalozzi und andere neuere Schulpläne, und zwar von nicht unbedeutenden Männern, gesagt wird; und was man den Schulanstalten, eines Basedov und anderer, und oft nicht ohne bittern Tadel, zur Last leget.

Nehmen wir aber auch an, die Erziehungs-Vorschriften seyen unverbesserlich, so ist damit noch nicht alles ausgemacht. Die gegründetsten Vorschriften lösen sich am Ende in den Geist des Lehrers auf, der wehet, lebet, wirket, mit sich fortreißt, wo die Vorschrift todter Buchstab bleibt. Wenn der Lehrer unglücklicher Weise eines andern Geistes ist: so findet er selbst im Katechismus noch Platz genug, sich, statt der Wahrheit, die aus Gott ist, mitzutheilen.

Denken wir uns aber auch Lehrer, die so reintönend, wie die beste Schulanstalt, sind: was ist wohl auch damit geschehen? . . . Kinder, die so gerne Leitung, als Wachs das Gepräg, annehmen; die in Betreff der Religion und Sittlichkeit eben so gerne glauben, als wenig sie noch im Stande sind selbe lichtvoll zu fassen, sind bis ohngefähr in das vierzehnte Jahr so ziemlich glücklich geführt: aber nun entwachsen sie der Leitung; eine andere Beschäftigung nimmt das Gemüth ein; die Jahre des reifern Verstehens werden in diesem Verhältnisse leer am Nachdenken über Religion und Sittlichkeit; theils von sich selbst erwachende, theils durch fremde Einwirkung geweckte Sittlichkeit tilget nach und nach die ersten, noch lange nicht ausgebildeten und darum kraftlosen, Eindrü-

drücke von Religion und Sittlichkeit; der von allen Seiten eingeflößte Zeitgeist bemächtiget sich des gerade in den Tagen seiner höhern Fähigkeit von der schönsten Seite unbearbeiteten Herzens; und die ersten Eindrücke, die durch keine neue Anstalt Ausbildung erhielten, verschwinden wie die Mährchen aus der Kinderstube, deren man kaum weiter gedenket: man müßte denn ohngefähr mit seiner Amme zusammentreffen.

Bey einer solchen Lage der Dinge glaube ich nicht, daß ich Unwillen verdiene, wenn ich sage: hier hat ja die Verwöhnung, die Abweichung, die Verführung keine Opposition! . . . Und eben die vermehrte Berührung der Menschen in den übervölkerten Städten, wo man so selten über einen Ueberfluß an — für das Gute begeisterten Menschen zu klagen Ursache hat, machet die Mittheilung der Schwachheiten, Gebrechen, Unsittlichkeiten um so viel leichter als bey minder großen Menschenhäufungen, wo die ersten Eindrücke dauerhafter bleiben, indem sie weniger angefochten werden. Somit glaube ich, daß sich auch die zweyte Angabe des Hrn. Westenrieders durch die Natur der Sache rechtfertige.

Was ich in der Natur der Sache finde, hat

schon

schon auch vor mir auf eben diesem Wege ein Mann gesehen, der in einem Lande lebte, wo man oft freyer spricht, als es frommen mag. Wir kennen Heinrichs Home „Versuche über „die Geschichte des Menschen." Dieser offenherzige Mann, der redlich mittheilet, was er fand, sagt, nachdem er von physischen Mängeln der großen Städte, die wir auch noch berühren werden, gesprochen hatte, ohne Bedenken: „Die Tugend „zeigt sich vorzüglich in der Einschränkung; das „Laster aber in der freyen Auslassung der Begierde. Die Mäßigung und Selbstregierung bilden einen Karakter, welcher zur Aufnahme der „Tugend am fähigsten ist. Der Ueberfluß der „Lebensgeister, und die Liebe zum Vergnügen erzeugen einen Karakter, der dem Laster am meisten unterworfen ist. Die niederträchtigsten Laster, als Stehlen und Lügen, ziehen wenig, oder „gar keine Nachahmer; aber solche Laster, welche „eine Seele anzeigen, die sich nicht einschränkt, „bringen sich Bewunderer zuwege. Der unbändige Knabe wird in der öffentlichen Schule bewundert und nachgeahmt, aber nicht der tugendhafte und sittsame. Daher sind die Laster, welche Witz zeigen, sehr ansteckend; die Tugend aber „reizet wenig. Und daher rühret auch das Verderben einer großen Stadt, welches nach der

„Zahl

„Zahl der Einwohner immer mehr zunimmt.“ *)
Und der Verfasser der Schrift: Ueber das religiöse und sittliche Verderben unsers Zeitalters, sagt S. 78: „Ekelhafte Kloaken „für die Sittlichkeit (vielleicht besser der Unsitt„lichkeit) sind freylich immer die großen Städte.“

Ich kann es darum nicht als Momente, die einen in seiner Meynung irre machen konnten ansehen, wenn Hr. Hübner gegen den Satz des Hrn. Westenrieders einwendet. „Daß eine „größere Bevölkerung, sagt er, nicht immer „die Moralität befördere, ist eben so wahr, als „daß die Minderzahl gerade auch die moralischere seyn müsse.“ Wenn Hr. Westenrieder behauptet: die größere Bevölkerung befördere nicht immer die Moralität: so hat er sich als einen sehr bescheidenen Prüfer dargestellt, und ich lobe es, weil er von einem bestimmten Gegenstande sprach. Wo aber von einem Prinzip und Maßstabe irgend einer Hauptstadt die Rede ist, die sich übervölkern möchte, muß ich die Sache schon genauer fassen, und ich muß mit Home sagen, weil die Gründe dafür entschieden sind: „Daher rühret das „Verderben einer großen Stadt, welches nach der „Anzahl der Einwohner immer mehr zunimmt.“

Wenn

*) 2 Buch, II Versuch, S. 669, u. s. w.

Wenn, wie Hr. Hübner bemerket, „die „Minderzahl nicht gerade auch die moralischere ist:" so ist dies eine Ausnahme, welche der Festigkeit der Regel keinen Abtrag thun kann. Wenn gleichwohl einzele Menschen unvernünftig leben: so entgeht dadurch der Menschheit das Prädikat der Vernünftigkeit nicht. Was in der Natur der Sache liegt, kann in einzelen Fällen fehlen: und wer darum die Sache bezweifeln wollte, würde nirgendswo mehr Natur, sondern allenthalben ihre Aufhebung finden.

„Es kann in einem kleinen Städtchen sagt er „mehr Unsittlichkeit herrschen, als in einem gan„zen bevölkerten Staate, der von guten Gesetzen „beherrschet wird." Es ist nicht ratsam Möglichkeiten zu bestreiten: jedoch wäre ich begierig eine Gesezgebung dieser Art kennen zu lernen. Bis daher versuchten die Gesezgelehrten allerley, besonders jene, welche eine ganz andere Menschheit vor Augen haben, als die wirkliche ist: und wie es ihnen gelang, beweisen die staatswissenschaftliche Schriften, für welche die geräumigsten Paläste kaum mehr Platz finden, und wovon eine die andere reformiret. Ich muß es gestehen: die Mittheilung von solchen Gesetzen würde mich und das Publikum ungleich aufmerksamer, und neben her

auch

auch gegen den Geber dankbarer stimmen, als alles, was über Klöster und Klostergeistliche so überflüßig mitgetheilt wird. Ich wage nicht zu viel, wenn ich sage: man ist dieser unaufhörlichen Wiederholungen müde. Man glaube es nur: kein feinfühlender Mensch kann sich bereden lassen, dort sey Wahrheit, wo das Bild der Uebertreibung so kennbar dasteht. Wie kommen doch, ich bitte! wo die Rede von Uebervölkerung einer Stadt ist, Klostergeistliche mit in das Spiel? Was man hier und dort an einem Kloster ausstellet, kann man hier und dort mit eben so viel Rechte an einem Pfarrhofe, an einem Beamtenhause, u. s. w. ausstellen: und um was sind wir dann klüger geworden? Tritt nicht der Fall der so menschlichkeitvollen Aeußerung ein? „Wer von euch ohne Sünde „ist" u. s. w.

Was noch ferner gegen diesen zweyten Satz des Hrn. Westenrieder erinnert wird, hat eben so wenig Haltbarkeit, wie das Vorhergehende. Daß „Rom und Athen die Epochen ihrer bürger„lichen Tugenden hatten" thut nichts zur Sache: denn dieses waren gerade die Zeiten ihrer mindern Bevölkerung, ihrer Armuth, ihrer Genügsamkeit, ihrer Unsicherheit wegen äußern Feinden, und die Nothwendigkeit sich zu vertheidigen. Wo wir im

Gegentheile in einem Zeitalter leben, wo Genußliebe und Weichlichkeit uns entnervet; Beyspiele und Grundsätze uns verführen; und wo alles den Hauptstädten zueilet, weil man dort mit dem geringsten Aufwande von Kraft, oft mit dem lediglichen Hingeben seiner selbst, sich reichlich nähret. Sollten sie auch Ausnahmen seyn, so ist schon oben erinnert worden, daß keine richtig aufgestellte Regel durch eine Ausnahme entkräftet werde. — Was von „Entvölkerung des Staates um lauter „Unsträfliche zu behalten“ gesagt wird, gehört, wie jedermann einsieht, theils nicht hieher; verwechselt theils wieder Staat mit Hauptstadt, und spricht von „Entvölkerung des Staates,“ wo doch nur von „Uebervölkerung einer Hauptstadt“ die Rede ist.

Den dritten Grund die Uebervölkerung der Hauptstädte zu mißrathen, nimmt Hr. Westenr. von der Unzulänglichkeit der Besoldungen der Staatsdiener bey der steigenden Theurung her. Darauf antwortet Hr. Hübner: „daß die besol„deten Stände bey der steigenden Bevölkerung bis „zur Dürftigkeit herabsinken, ist nur in so ferne „wahr, als die Theurung mit der Bevölkerung „steigt.“ — Ich habe aber erwiesen, daß die Theurung bey der Uebervölkerung einer Stadt stei-

gen müsse: und folglich ist die Bemerkung des Hrn. Westenr. selbst durch die Beystimmung Hrn. Hübners gegründet.

Freylich ist hierin bald Rath geschaffet, wenn, wie Hr. Hübner bemerket, die Besoldungen erhöhet werden. Derselbe wolle aber überlegen, wo denn dieser Zusatz zu den Besoldungen hergenommen werde? . . . Ueberlegen, daß die vermehrten Einkünfte meistens nur den Luxus erhöhen, und gerade das herbeyführen, was man, da es Westenrieder behauptete, als ungegründet verwarf, nämlich: Immoralität! . . . Ueberlegen, ob es nicht rathsamer sey, durch eine berechnete Größe einer Hauptstadt genannten Gebrechen vorzubeugen? . . .

Wenn es mir darum zu thun wäre, Blätter voll zu schreiben: so läge hier ein weites Feld vor mir, mich nach Wunsche auszulassen: aber ich schreibe für Denkende, unter welchen ich den Hrn. Hübner nicht als den lezten verehre, und überlasse es denselben das Mangelnde zu ersetzen.

Die vierte Einwendung, welche Hr. Westenr. gegen die Uebervölkerung der Hauptstädte macht, findet derselbe in der „Vermehrung der

„Bettler, die doch als Pestbeulen des Staates an„gesehen werden müssen." Ich glaubte anfänglich Hrn. Hübnern, welcher auch diese Behauptung in Anspruch nimmt, in so weit beypflichten zu müssen, als ich einzusehen schien, Betteley sey wohl nicht nothwendig mit „größerer Bevölkerung" verbunden, ob sie gleich derselben meistens anklebet; und diesem Uebel lasse sich, wie Hr. Hübner bemerket, „durch eine kluge Polizey" vorbeugen.

Bey fortgesetztem Nachdenken, und bey zu Hilfe genommener Erfahrung, fand ich, daß, wenn man „Betteley" im weitern Sinne nimmt, auch diese Klage als so ziemlich gegründet angesehen werden müsse. Vermuthlich hatte Hr. Westenr. hier nicht nur die auf Gassen und Strassen zudringlichen Bettler im Auge, welche verhältnißmäßig, ohne jedoch ihr Advokat seyn zu wollen, noch eine geringe Plage sind; und die mit einem Kreuzer weiter geschickt werden: sondern Leute, welche eine unerwartete Dienst- und Brodlosigkeit in die äußerste Dürftigkeit versetzet; Alte, welche ihre jüngern Jahre in so unergiebigen Diensten zugebracht haben, daß der Gedanken der Ersparung wie ein in die Lüfte gebautes Schloß aussehen mußte; Diener, Künstler, Bürger, deren Kinderzahl

zahl ihre Einnahme bey aller Sparsamkeit um vieles unzulänglich macht; Unterhalter des Zeitvertreibes und der öffentlichen Lust, die, um ihr unentbährliches Talent reger zu erhalten, ihre Einnahmen in muntern Gesellschaften versplittern, und in den Tagen des Unvermögens ernstliche Thränen weinen; Verführte, Priesterinnen der Unbändigkeit, die man (wenigstens) dulden zu müssen glaubt, und die bey eilfertig herannahender Verwelkung dem Mitleiden in die Arme fallen; Opfer der Partheylichkeit, die oft unvorbereitet aus dem blühendsten Glückesstande in gränzenloses Elend fallen, u. s. w. und da mußte ich freylich gestehen: solcher Menschen Zahl muß nothwendig in übervölkerten Hauptstädten groß und lästig werden: und keine Polizey in der Welt, auch bey dem geneigtesten Willen, Mittel genug in Händen, einer solchen Dürftigkeit und Betteley zu steuern.

Hr. Westenr. behauptet fünftens, daß die wohlthätigen Seiftungen, Spitäler, Almosenkassen, u. s. w. bey der Uebervölkerung einer Hauptstadt nicht mehr hinreichen. So wahr dieses ist, so wäre dennoch auch hierin bald Rath geschaffet, wenn, was Hr. Hübner wünschet, und ich mit ihm, „die Mildthätigen diese Fonds erhö„heten, oder für neue Hilfsanstalten sorgten.“

Es

Es sey ferne, daß ich glaube, es mangle dem Menschen an Gutmüthigkeit: aber sagen muß ich: es mangelt ihnen an Vermögen. Der Bedürfnisse der Menschen sind in unsern Tagen so viele geworden, die unsere Väter nicht gekannt haben, daß uns von unsern Einnahmen nichts übrig bleibt. Darum konnten jene bey geringern Einnahmen noch Stiftungen machen; und bey uns reichen die vermehrten Einkünfte zu den Bedürfniß gewordenen Ausgaben nicht mehr hin.

Obgleich die Weichherzigkeit in unsern Tagen nicht abnimmt, so scheinet mir dennoch der fromme Glauben an eine vergeltende Ewigkeit bey dem Lichte der so und so getriebenen Aufklärung ziemlich geschwächet worden zu seyn. Das „zum Besten meines Körpers, und zur Gemächlichkeit meines Daseyns" ist so ziemlich an die Stelle des alten „zum Besten meiner Seele" getretten: und so weit ich entfernt bin, ehemalige Uebertreibungen zu wollen, eben so wenig kann ich antworten, daß die an jene Stelle getretene Gleichgültigkeit den frommen Stiftungen zuträglich seyn werden.

Eine nicht geringe Verdünstung des Eifers milde Stiftungen zu machen ist durch die lezte Revolution herbeygenöthiget worden. Man sah die rei-

chesten

chesten und wohlthätigsten milden Stiftungen unter den raubgierigen Händen derselben zu Grunde gehn, und was Labung der Armen und Leidenden zu seyn bestimmt war, zur Bereicherung der Schreckensmänner werden. Wen möchte es in einer solchen Lage der Dinge, die wohl noch nicht als verändert angesehen werden kann, weil der Grund noch fortdauert, gelüsten, sein Vermögen der leidenden Menschheit zu schenken, wo es in Gefahr steht, den fluchwürdigen Auswürflingen derselben in die Hände zu fallen? . . . Freylich treten die gefürchteten Uebel nicht allemal ein; und wer das Gute zum Zwecke hat, verliert darum von seinem Verdienste nichts, wenn Unfälle die Erreichung desselben hindern. Freylich hört die hilfsbedürftige Menschheit nicht auf hilfsbedürtig zu seyn, wenn auch das ihnen geschenkte Erbe in Gefahr steht ihnen treulos entzogen zu werden. Die gewisse Noth steht gegen die nur mögliche Gefahr, und bestimmet den Vermögenden jener, so viel an ihm liegt, zu steuern, und die Zukunft der Vorsehung zu überlassen: aber ich fürchte, ob diese feinern Unterscheidungen da werden gehöret werden, wo die unangenehmen Empfindungen lauter sprechen, als Gründe.

Warum es endlich Hrn. Hübner befremde, wenn Hr. Westenr. sechstens die „Bevölke„rung einer Hauptstadt mit Kaffeeschenken, Bier„wirthen, Musikanten, Advokaten, Stuhlschrei„bern, Agenten, u. s. w." für schädlich hält, begreife ich nicht. Eine so gerechte Besorgniß scheint mir keine Einwendung zu verdienen. Um des Hrn. Westenr. Ausstellung wahr zu finden, wird ja mehr nicht erfodert, als einzusehen, daß vermehrte Anlockungen, Gelegenheiten, mit Gefälligkeit und Reiz verknüpfet, dem ohnehin von Natur aus unenthaltsamen Völklein der Hauptstädte gefährlich sind; daß kleinere Wirthe sich gewöhnlich durch Niederträchtigkeit und Erduldung allerley Unfuges Zuspruch und Abgang verschaffen; daß man Leute, welche um schlechtes Geld die verführungathmendsten Arien und Lieder aufmachen, und, um in die Verführung einen Wechsel zu bringen, musikalisch verführen; daß Advokaten, so ehrwürdig auch sonst ihr Beruf, die Unschuld vor Gerichte zu vertreten, dasteht, durch ihre Uebersetzung oft genöthiget werden, auch der Verdorbenheit zu fröhnen, weil man von einem so verdorbenen Zeitalter nicht fodern kann, daß ihm Hungern erträglicher sey, als sich, so gut man kann und versteht, aus der Noth zu reißen; u. s. w. Was ich hier sage, ist alltägige und durchgängige Erfahrung, deren Anführung

wohl

wohl ein jeder erwarten mußte. Ihre Richtigkeit wird auch dem Hrn. Verf. bey der bloßen Erinnerung nicht entgehen. Ich würde ihn mit Vergnügen mit dieser Bemerkung verschont haben, wenn es mir nicht schiene, als vertragen sich seine Behauptungen nicht mit dem allgemeinen, und eben so wenig mit des Vaterlandes Besten.

Die Folgerung gegen Hrn. Westenr.: „Die „Bevölkerung sollte also nur mit Reichen, und arbeitsamen Bauern, oder allein mit moralischguten „Menschen geschehen!" würde demselben vor dem Richterstuhle des Denkers wohl nicht zur Unehre ausfallen, wenn sie auch im Sinne seiner Aeußerung läge. Aber gerade da ist von dieser Konsequenz nur gar nichts zu finden. Westenr. erkläret sich gegen Uebervölkerung einer Hauptstadt, welches man doch nie vergessen wolle. Wenn er sich, als denkender Mann, gleich zu bleiben versteht, so wird er antworten; auch eine unverhältnißmäßige Anhäufung von Reichen ist Uebervölkerung. Und gerade die Reichen sind es, welche durch die sich nothwendig gemachte Bedingung, und durch die oftmalige Verwechslung derselben eine Menge der Leute in die Städte ziehen, wovon gerade gesagt werden muß, daß sie frühe oder spät dem gemeinen Wesen zur Last fallen.

Auch

Auch können Hrn. Westenr. nicht „arbeit„same Bauern" vorgeschwebet haben: denn er redet ja von einer Hauptstadt, wohin es ihn nicht gelüsten wird Bauern zu verpflanzen. Immerhin ein Beweis, daß Bevölkerung im Allgemeinen mit jener einer Hauptstadt verwechselt worden sey.

Nachdem ich die Gründe des Hrn. Westenrieders, weil für sie Vernunft und Erfahrung überwiegend sprechen, als meines Beyfalls würdig, und eine sorgfältigere Entwicklung verdienend gefunden zu haben glaube, gestatte ich es mir noch Einiges zur Erhärtung des allgemeinen Satzes: „Städte und folglich auch Hauptstädte sollen nicht „übervölkert werden" beyzufügen.

In dem Maaße, in welchem sich die Hauptstädte übervölkern, werden die Regierungen schwächer. Die Kräfte der Regierungen sind ja nicht unermeßlich: sie haben ihr Maaß und Ziel. Sie können demnach durch irgend eine sich neben ihr bildende Kraft gleich, oder gar aufgewogen werden. Eine sich im Herzen der Thätigkeit einer Regierung, in der Hauptstadt nämlich, bildende größere Masse steht der Kraft der Obergewalt gegenüber, ob sie ihr gleich untergeordnet zu seyn scheint. Die Augenblicke und Zeiten sind verschie-

schieden: und wenn diese Masse auch in den Tagen der Ruhe Gesetze annimmt: so könnte sie leicht versucht werden in den Tagen der Unruhe sich dafür schadlos zu halten.

Daher rühret es, daß Regierungen oft genöthiget sind, solche Massen von Menschen mit mehr Schonung zu behandeln, als es die Regel fodert; oft unterhandeln müssen, wo sie befehlen sollten; oft im Falle sind Gesetze anzunehmen, wo es ihnen zusteht, solche zu geben. Der Senat von Rom war nicht einmal in dieser Verlegenheit, wie es die Geschichte aufweiset.

Werden die Zeiten stürmisch, und jaget die Verführung ein Ungewitter herbey: so findet sich hier immer ein zur schändlichsten Ausführung rüstiges Heer. Wir haben in den alten Geschichten gelesen, was unter den Gracchen, unter Marius, unter Sylla, unter Katilina möglich gewesen ist; und in den neuern Zeiten hat uns eine übervölkerte Hauptstadt bewiesen, wie leicht es ihr bey dem mindesten Versehen werde, aus ihrer Mitte Kriegsheere auszustossen, welche den Regierungen einen Todeskampf verursachen.

Selbst

Selbst die geübtesten und bedeutendsten Regierungen empfinden ihre Schwäche, wenn sie sich einer übervölkerten Hauptstadt gegenüber betrachten: denn wofür sammelten sie denn ungeheure, und in so mancher Hinsicht lästige Besatzungen um sich her, und verwahrten sich gegen den Gehorsam mit Vestungen? Wofür benüzten sie sogar die schwachen Seiten, und sänken zur kleinlichen Politik herunter, ihren lästigen Pöbel mit Hannswurstiaden und Schauspielen hinzuhalten, damit es ihm nicht ankomme stützig zu werden?

Man will sich vielleicht in dieser kritischen Lage durch eine nach allen Regeln der Kunst (die leider nicht selten in Verkünstelung übergeht) angeordnete Polizey helfen. So gerne ich die Nüzlichkeit und Nothwendigkeit einer ächten Polizey anerkenne: so ungewiß bin ich, wenn die Frage entsteht, ob denn auch ein jedes Zeitalter dazu aufgelegt sey, sich eine ächte Polizey zu denken? Man weiß ja kaum mehr, was Hausvater und Hausmutter ist, und ich bin überzeugt, daß Manche, die sich darüber erklären sollten, in Verlegenheit gerathen würden: sollten sie nicht sichtbarer in Verlegenheit gerathen, wenn sie eine ächte Polizey bestimmen wollten? Es wird mir zu zweifeln erlaubt seyn, ob irgend eine Polizey, die vom Geiste der

Zeit geleitet wird, ihrem Berufe entspreche! Einem Diebe auf die Spur kommen; die Quelle eines Betruges entdecken; ein Geheimniß ausspähen; ein wachsames Aug auf Merkmale und Keime der Entstehungen haben; Ruhe und Sicherheit geben, sind ohne Widerrede schätzbare Leistungen: aber sie sind nur der gröbere Theil des großen Geschäftes, und die Ansichten davon kränkeln noch dazu an den Unbilden der Zeit. Was ehemal ernsthafte Polizey war, könnte wohl nun, bey dem höhern Standpunkte des Lichtes, als ihres heiligen Ernstes unwürdig befunden werden! . . .

So lange nicht Polizey das Ideal der Ordnung ist, und nicht mit censorischer Strenge und Unbestechlichkeit ihren von reiner Sittlichkeit und Gerechtigkeit geleiteten Gang fortwandelt, hat sie bey aller Aufklärung noch lange den Gehalt nicht, der sie sich selbst ähnlich macht.

Bey Uebervölkerung wird es schwer, auch das, wovon man den deutlichsten, ausgemachtesten Begriff hat, in Gang und Ausübung zu bringen: was für ein Mittel könnte da aus der Verlegenheit ziehen? Ohne Zweifel die verhältnißmäßige Vermehrung der Polizeydiener? Sie, die schon die vorhin gemeldten Uebel herbeyzog, bedrohet uns mit

einem

einem neuen, und nöthiget uns also noch ein Heer von Polizeydienern aufzustellen! Ein Mißgriff bahnet den Weg zum andern. Wirklich thäte es auch oft in übervölkerten Städten Noth eine Polizey selbst für die Polizey zu errichten. So wahr ist es, daß Uebertreibungen zu Uebertreibungen den Weg, und daß man sich am Ende ein Daseyn von Uebertreibungen schaffet.

Eben dieses Bedürfniß einer so ausgedehnten Polizey, auf welche man sich vergeblich verläßt, zeiget, daß eben diese versammelte Menge in Verlegenheit sezt, und die Uebersicht beschwerlich macht. Sie beweiset also eben gegen jene, welche sie anwenden müssen, um sich gegen die unangenehmen Folgen zu sichern. So wie die Uebersicht über ein mäßiges Feld leichter ist, so erschweret sich eben diese Uebersicht in Bezug auf ein ungeheures, unermessenes Feld. Das zu Hilfe Rufen einer solchen Menge fremder Augen, um mit mir zu sehen; fremder Hände, um mit mir zu wirken, die aber selbst schon durch ihre Menge verwirren, bezeichnet die Sache, welche nur noch durch eine solche Maaßregel erträglich, und für irregeleitete Köpfe gedenkbar ist, sehr übel.

Leute, die der Glanz der Hauptstadt blendet; die in der Einfalt ihres Herzens ein städtisch zugeschnittenes Kleid für ein gemachtes Glück ansehen, verschmähen, wenn sie keine obrigkeitliche Maaßregeln hindern, die Kraft ihres Armes, der ihnen Brod giebt; den Acker, der sie nährt; und die ländliche Gutmüthigkeit, welche unfähig ist des Dürftigen zu vergessen: eilen in die Städte; finden daselbst freylich für die Tage ihrer Jugend eine bessere Kost bey geringerer Arbeit: aber in den Tagen ihres Alters, wo man ihre Dienste scheuet; wo sie nicht mehr gewohnt sind sich selbst genug zu seyn, überfällt sie Noth und Armuth; Dachwinkel, Keller, unreine Hausecken sind ihre Wohnung, weil Spitäler lange nicht hinreichen sie aufzunehmen. Die Menge dieser äußerst Dürftigen ist unglaublich. Man frage die Aerzte; man lasse jene reden, welche die lezte Sorge für die Seele des Kranken an ihr Lager rufet, und man wird mehr hören, als man mit einigen Worten zu bezeichnen vermag. Die Möglichkeit, daß ein beträchtlicher Theil, und zwar gerade der arbeitenden Menschheit, zu einer solchen Noth herabsinkt; und die Unfähigkeit des vermögenden Städters auch bey dem besten Willen dem Uebel zu steuern, beweiset das Unverhältnißmäßige der Zusammensetzung; und man muß sich verwundern, daß man

der=

dergleichen etwas noch bezweifeln kann, wo die Erscheinung das Uebel so kennbar verräth.

Uebervölkerte Städte verbreiten durch ihr freyeres Leben, das bey der Unmöglichkeit einer sittlichern Bearbeitung eintreten muß, das Verderben auf das Land, in diese gewöhnliche Heimath der Unschuld und Redlichkeit. Die Berührungspunkte mit dem Lande, aus welchem sie alles an sich ziehen, und von welchem sie alles verschlingen, werden vermehrt; die Freyheit gefällt; das Beyspiel reizet; die lieberalen Grundsätze reißen den alten Damm nieder; sie athmen städtischen Leichtsinn; und somit wird das Verführungsgift derselben den Hütten und Weillern eingeimpfet. Bald sind sie der Hauptstädte werth, und bezahlen ihre Lehrerinnen mit eben so viel Verdorbenheit, als sie von daher angezogen haben. Die Korruption des alten Roms, dessen Reiche, der Schwelgerey der Hauptstadt müde, die Reste ihrer Ungebundenheit in ihre wollüstigen Villen trugen, entfesselten bald den Geist der Landbewohner von der Furcht der Götter, die der Städter so gerne unter elende Vorurtheile zählt, und entnervten sich durch Sitten, die sie der Hauptstadt würdig machten.

Durch die Weichlichkeit der Lebensart verlieret sich die Thätigkeit. Das ganze Streben geht dahin aus, mit weniger Mühe vieles zu gewinnen; so viel, als auch zu den seltensten Launen erklecket. Man studiret darum die Launen der Menschen; läßt sich selbst zu aller Niederträchtigkeit herab, wenn sie nur bey weniger Mühe so viel Gewinn abwirft, daß ich auch meine Launen damit bezahlen kann. Der größte Theil der Einwohner in Hauptstädten lebt von Besoldungen. Die Meisten wissen sie, ohne eben durch so vielen Aufwand der Kräfte zu verdienen, daß ihnen an den Augenblicken der Zerstreuung etwas mangeln sollte. So leicht man seine Bezahlung einstreicht, so reichlich zahlet man den Genuß. Man wird gemächlich; man läßt sich bedienen; zahlet alles mit Gelde. So gab Rom, welches Eroberungen reich gemacht, und Vergrößerung durch Heimführung fremder Sitten verdorben hatte, das Soldatenleben auf; übergab, um ungehindert genießen zu können, selbst seine Vertheidigung den Sklaven, und gieng zu Grunde. Möchten die Vertheidiger des Gegentheils die Geschichte der Reiche überdenken! . . .

Ich kann mich hier nicht enthalten noch andere äußerst wichtige Gründe aus dem obengenannten denkenden Engländer, weil wir doch einmal an der

Entwickelung der Sache sind, hier anzuführen. „Eine große Stadt, sagt Heinrich Home*) ist ein offenbarer Feind des freyen Umlaufes des Geldes. Die gangbare Münze wird in die Hauptstadt zusammengebracht, und entfernte Provinzen müssen in Müßiggang versinken; weil ohne baares Geld weder Künste, noch Manufakturen blühen können. Auf diese Weise findet man immer nach Beschaffenheit der Entfernung von der Hauptstadt weniger Thätigkeit, und in den äußersten Gegenden eine völlige Schlafsucht. Man kann über dieses bemerken, daß, weil die Pferde in einer großen Stadt das Futter aus der Entfernung bekommen, das Land seines Düngers zum Besten der fruchtbaren Felder um die Stadt herum beraubet wird. Da aber der Dünger, welcher auf armes Land gelegt wird, dem Landmanne von größerm Nutzen ist, als das Land, welches bereits sehr verbessert ist, so ist das Berauben des Düngers in den entfernten Gegenden überhaupt ein Verlust für das ganze Land. Und dieses ist auch noch nicht alles. Der Dünger einer weitläufigen Stadt, wenigstens das meiste davon, ist von den Feldern, auf welche er geführt wird, so entfernt, daß der Fuhrlohn den Vortheil verschlinget."

„Eine

*) Versuche über die Geschichte des Menschen, 1. Th. 2tes Buch, S. 670.

„Eine andere schlimme Wirkung des aufgehäuften Geldes in der Hauptstadt ist, daß daselbst der Preis der Arbeit steigt; und die Reizung des hohen Lohnes, welcher macht, daß jedermann zur Hauptstadt eilet, beraubt das Land seiner besten Hände. Und da diejenigen, welche sich in die Hauptstadt begeben, gemeiniglich junge Leute sind, die sich, so bald sie zur Arbeit ungeschickt sind, wieder zurück begeben, so werden die entfernten Provinzen mit ihrem Unterhalte beschweret, ohne den geringsten Nutzen von ihrer Arbeit zu ziehen."

„Jedoch die beklagenswürdigste Wirkung einer großen Stadt besteht darin, daß sie die Bevölkerung verhindert, indem sie das Leben ihrer Einwohner verkürzet. Nimmt wohl eine Hauptstadt nach Maaßgabe der großen Menge, die aus dem Lande dahin zieht, an der Anzahl zu? Keinesweges. Die Luft einer volkreichen Stadt wird durch die angehäufte Menge angesteckt; und die Leute gelangen daselbst selten zu dem gewöhnlichen Ziele des Lebens. Bey London besonders wird die Wahrheit dieser Sache mehr als zu sehr bestättiget. Die Leichenbegängnisse dieser großen Stadt übersteigen mehrentheils die Geburten. Der Unterschied, wie einige versichern, soll jährlich nicht weniger, als zehntausend, und nach einer mäßigen Berechnung

nicht unter sieben bis acht tausend ausmachen Da nun London demungeachtet nicht abnimmt, so muß der Abgang so vieler Einwohner aus dem Lande gezogen werden; und die jährliche Wiederbesetzung beträgt wahrscheinlicher Weise eine größere Anzahl, als zur Rekrutirung unserer Armeen und Flotten im lezten Kriege mit Frankreich erfodert wurden. Sollte dieses sich wirklich so verhalten, so wäre London ein größerer Feind der Bevölkerung, als ein blutiger Krieg seyn würde, und wenn er auch beständig dauerte. Was für eine ungeheure Taxe muß also Britanien liefern, um seine Hauptstadt zu unterstützen! Die jährliche Auferziehung von 7- bis 8000 Personen für London erfodert eine unermeßliche Summe." . . .

„Es ist in der That ärgerlich, wenn man höret, wie sich die Franzosen und Engländer wegen der Größe ihrer Hauptstädte miteinander zanken, nicht anders, als ob die Wohlfahrt ihres Landes von diesem Umstande abhienge. Es kömmt mir dieses eben so vor, als wenn sich einer des Kropfes, oder einer ansteckenden Krankheit rühmen wollte. Sie könnten sich weit besser beschäftigen, wenn sie auf Mittel bedacht wären, diese Städte an der Zahl ihrer Einwohner zu vermindern. Es ist gewiß keine politische Maaßregel, die nach meiner

Meynung das Königreich Frankreich oder Britannien größer machen könnte, als wenn man ihre Hauptstadt in verschiedene große Städte zertheilte. Mein Plan würde dieser seyn, daß ich die Einwohner von London auf 100000 mit Inbegriffe des Königs, und seines Hofstaats, der vornehmsten Gerichtshöfe, des hohen Adels, und aller nöthigen Krämer, Künstler und Bedienten einschränkte. Die übrigen Einwohner könnten in neun andere Städte vertheilet werden; die theils zum innern, theils zum äußern Handel bequeme Lagen hätten. Ein solcher Plan würde Leben und Kraft in allen Gegenden dieser Insel verbreiten."

Ich hoffe, die beygebrachten Gründe seyen von der Art, daß sie einem jeden, welchen das Nachdenken über solche Gegenstände beschäftigen mag, überzeugen müssen, daß man den Satz „die Uebervölkerung der Hauptstädte ist nachtheilig" — nicht so ganz grundlos ausspreche; und daß also eine Bestreitung desselben, wenn sie auch als eine Untersuchung statt haben könnte, mit vieler Vorsicht, und mit streng abgewogenen Angaben geschehen müsse.

So wenig aber des Hrn. Hübners Bestreitung der von dem Hrn. Westenrieder mit unver-

verkennbarer Wohlmeynung gegen sein Vaterland mitgetheilten Regel mit dem zur Prüfung geeigneten Publikum Glück machen kann: so bin ich dennoch geneigt, die vorgetragene Meynung als eine gelehrte Entwicklung gelten zu lassen, die im Ganzen genommen vielleicht nicht in so geradem Widerspruche mit jener des Hrn. Westenr. erschienen wäre, wenn der Hr. Verf. darauf aufmerksam gemacht worden wäre, daß sein Ideengang allmählig von Uebervölkerung einer Hauptstadt, zur Bevölkerung im Allgemeinen abweichet. Etwas unbiegsamer und ernsthafter möchte er mich aber in Betreff einiger Stellen finden, welche sein Rezensent in der Litteratur-Zeitung wiederholen zu müssen glaubte. Rezensenten sind nur gar zu oft zur Unzeit wohlmeynend, und schaden dadurch dem Verf. mehr, als sie ihm nützen. Da es noch gar nicht ausgemacht ist, ob die Vorzeit oder die laufende größere Männer geliefert habe; und da das groß seyn unmöglich von unserer Vorstellung, sondern von der achtungswerthen Kraft, mit guter Gesinnung vereint, abhanget, die gewirket hat: so muß, meyne ich, ein Schriftsteller sehr gemach und vorsichtig sich in Vergleichung dieser Art einlassen, und Rezensenten, die ihren Klienten wohlwollen, müssen seinem Enthusiasmus einen erträglichen Sinn zu unterlegen wissen, wenn sie ihr Handwerk verstehen:

stehen: und in dieser Hinsicht hätte ich dem vorliegenden Werke einen klügern Rezensenten gewünschet. Rezensent hat, wenigstens in meinen Augen, seinem angeführten Werke geschadet, indem er Stellen dieser Art, als eben so viele Kraftstellen mittheilet; und er mag, wenn er gleich in der Mitte der Hauptstadt leben sollte, sein Publikum, zu dem er sprechen will, nicht gekannt haben: sonst hätte er es wohl damit zu seiner Ehre, und ohne Nachtheil der Sach verschonet.

Ich habe hier vorzüglich die Stelle im Auge, wo des in seinem Andenken noch so gerecht verehrten Wilhelms V. den beyde Verfasser mehr in Ausdrücken als in Gesinnung zu mißkennen scheinen, Erwähnung geschieht. Ich setze ohne Bedenken die verunglückte Stelle noch einmal her, ohne zu fürchten, daß ich durch ihre Wiederholung dem verehrungswürdigen Schatten beschwerlich fallen möge, den Baiern zu gut kennt, als daß es in seiner Stimmung durch eine zeitgeistige Ansicht irre gemacht werden könnte. In der genannten oberdeut. allgem. Litt. Zeitung heißt es S. 1196. „Allein es kamen Zwischenzeiten, in denen der Geist des Mönchthums und der Sklaverey den Regierungs-Genius fesselte, und es der „heimisch gewordenen Frömmeley gelang, von Oben

„herab

„herab auf das bethörte, mit religiösen Prunk tän=
„delnde, und durch und durch vermönchte Völklein
„zu wirken. Der freyere Jesuit hat unter seinem
„Wilhelm (dem Vten), den er in alle Netze des
„Papstthums und der Klösterlichkeit verstrickt hat=
„te, das Gespinnst des unpolitischsten Blödsinnes
„zu vollenden gewußt, das die gröbere Erziehung
„der Mönche nur mit derber Faust an den Webe=
„stuhl des Fanatismus hingezettelt hatte. Die
„Verkrüppelung der Köpfe ward in ein System ge=
„bracht, und durch eitel Andachtsübungen, mit
„Kerzendampf, und mit Schimmer des vergolde=
„ten Metalls, unter Wolken von Weihrauch ward
„dem allgläubigen Volke die reine Aufsicht in die
„höhern Regionen der Religion geraubt. Man
„bethete und schändete die Sitten; man geißelte
„sich, und blieb gottlos; man drängte sich zu
„Bittgängen, und den Abendandachten der Klö=
„ster, ließ sich unzählige Male bekreuzen und seg=
„nen, und feilschte zur Unzucht."

Was soll man zu Stellen dieser Art sagen; wie sie beantworten? Es ist unbegreiflich, was einmal angenommene Ansichten erwirken! Alles ändert sich unter der Feder des Schreibenden, und wird Ausdruck seiner Schule: wo doch Gelehrte weder Vaterland, noch Freunde, noch Lieb=

lings=

lingsmeynung haben sollten. Wer den Geist seiner Zeist zum Maaßstabe eines Urtheils nimmt, setzet sich offenbar in Gefahr an die Stelle der ältern Gebrechen neue Fehler zu setzen. Der jüngere Stutzer lachet über die großlappigten Kamisöler der vorigen Zeiten, welche sogar die Knie bedeckten: und er, dem es noch nicht genüget nach zwey Drittheilen seiner Länge Hose zu seyn, wird es nach wenigen Tagen erleben, daß er zur gerechten Vergeltung eben so Gegenstand des Lachens werden wird, wie er sich andere dazu gemacht hat. Sollte es denen anders ergehen, welche nach dem Maaßstabe ihres Zeistgeistes über vergangene Tage urtheilen?

Mir ist es einmal unbegreiflich, wie ein Mann, der bekanntlich sein Vaterland schätzet, gerade eine der schönsten Epochen desselben, die der Begeisterung eines Dichters werth wäre; wo ein Fürst lebte, der Wissenschaften und Künste herbey rief; dessen Wohlthätigkeit jährlich auf 100000 Dukaten angesetzet wird; und der Maximilianen I. als Sohn und Regenten zu bilden verstand, u. s. w. darum in einem ungünstigen Lichte erblicket, weil andere Zeiten andere Sitten; und andere Gelehrte — andere Meynungen herbey geführet haben.

Was nennet man denn „Geist des Mönch„thums und der Sklaverey, der damal den Regie„rungs-Genius gefessel haben soll?“ — Geist des Mönchthums! . . . Irgend eine Form muß doch die sittliche Welt haben! Eine Form ist aber darum noch nicht übel, weil sie einem so vorkommt: denn das Mangelhafte könnte wohl auch in dem liegen, der sich vorstellt. Ist wohl das achtzehnte, das eintretende neunzehnte Jahrhundert dazu geeignet, den Werth einer geistigen Anstalt zu bestimmen? . . . Es wirft sich, als wenn es seiner Erhabenheit über alle Vorurtheile gewiß wäre, zum Richter auf: aber ich fürchte, jene Menschen liegen gerade in den tiefsten Vorurtheilen, welche die glücklichste Entwindung aus denselben träumen. Am glücklichsten wollte Mirabeau die Staatennatur, Kant die Natur der physischen und moralischen Empfänglichkeit, Rousseau, und Schlegel im Athenäum die Menschennatur, und die Adrastea Hersters die Natur des Christenthums und aller Religionen entdecket haben: und es war mehr nicht nöthig, als die Augenblicke der Neuheit verschwinden lassen, um einzusehen, daß ihre Vorurtheile wenigstens nicht geringer waren, als jener, die nach ihrer Meynung noch kaum die Dämmerung des Vernunftlichtes gesehen haben. Geist des Mönchthums kann, nach der hier nächst folgen-

genden Ansicht, unmöglich tadelhaft seyn: sey es aber: so steht ihm in unsern Tagen Sanskülotismus entgegen, und um die Vorliebe für diesen werde ich die Epoche der Aufklärung nicht beneiden.

„Der Geist der Sklaverey fesselte damal die „Regierung." Warum dieß? . . . Haben nicht auch die Regierungen ihre Gesetze, und ist es Sklaverey sich an selbe halten? Ist nicht der ganze Mensch von der Natur der Frömmigkeit untergeordnet: und wie kann man es tadeln, wenn sich eine Regierung thätig zu dem bekennt, wozu sie mit allen Menschen erschaffen ist! „Die damalige „Frömmigkeit hält aber die Prüfung nicht aus!" Soll ich wohl fragen: wie hält denn die Frömmigkeit des 19ten Jahrhunderts die Prüfung aus? . . . Keine Antwort? . . . Man zwinge also die Wahrheit nicht zu vergleichen! Auch ich bin kein Freund der Uebertreibungen: aber wo Uebertreibung ist, da ist doch noch immer ein Treiben. — Was für eine Sklaverey drückte denn endlich damal auf den Menschen? Daß sie freywillig dem Guten entgegenströmten, mehr, als man izt zum Weltgenusse eilet? Daß sie an einen Gott glaubten, dem ich mein Leben zu weihen schuldig bin, und darnach handelten? Daß sie überzeugt waren, ein gerechter

Gott müsse die Menschen einstens zur Rechenschaft von ihrem Leben ziehen? Daß sie an dem Mittler zwischen Gott und dem Menschen hiengen, und durch ihn ihr Heil suchten? Hat man die Prüfung weniger zur Seite, wenn man es im Guten übertreibt, als wenn man sich verhält, als wenn an diesem allen nichts wäre? — Was war es denn für eine Sklaverey? . . . Daß sie sich an eine feste Glaubenslehre hielten, und sich vom Geiste der Freyheit nicht blenden ließen, weil er keine Wärme für das Gute schaffet; weil er zu viel erlaubet, und nicht einsieht, daß wir es mit dem Nachtheile unserer Vervollkommenung bezahlen müssen, die nur durch Abtödtung, nicht durch Freygebung gewinnt? Daß sie sich so betrugen, als glaubten sie, aller Menschenverein sey um des innern Menschen willen, und als könne die Gewalt nicht besser angewendet werden, als wenn sie die Tugend befördert? . . . Glückliche Sklaverey! warum dauerst du im laufenden Jahrhunderte nicht fort?

„Der freyere Jesuit muß Wilhelmen V. „in die Netze des Papstthums und der Klösterlichkeit „verstricket haben." Dieses Netz fieng schon Karln V, und mehrere vor ihm, ehe noch Jesuiten waren. Dieses Netz war das Gefühl eines

Man=

Mannes, der, nachdem er alles gethan hatte, um einen Maximilian I. zu bilden; nachdem er seinem Volke einen seltenen Ruhm, und durch kluge Verwendung seiner Kraft einen Einfluß erworben hatte, der unsere dankbare Bewunderung verdient; *) nachdem er von der Sorge für eine bessere Erziehung an, bis zur gehaltvollesten Staatsverwaltung das damal Gangbare weit übertroffen hatte, glaubte, in seinem Alter die öffentlichen Regierungssorgen (deren Geist er jedoch noch immer blieb) seinem großen Sohne überlassen zu können; und dafür sich einer andern Sorge zu ergeben, welche wohl auch Männern anzurathen wäre, deren Schriften und Einwirkungen auf ihr Zeitalter eine reifere Prüfung von ihrer Seite verdienten, um sich die Prüfung der ewigen Wahrheit zu ersparen, wenigstens zu erleichtern.

Daß Wilhelm das von ihm erbaute Jesuitenkollegium zum Wohnsitze gewählet habe, kann ihm darum nicht zur Unehre gereichen, weil einmal nach

*) So lesen wir im „historischen Bilderbuch für die „Jugend" 7tes Bändchen, S. 100 Sie mußten den Kaiser (der damal mit wenigen Leuten in Regensburg war, und den die schmakaldischen Bundsgenossen hätten aufreiben können, wenn sie ihn angegriffen hätten) ungehindert vorbey gehen lassen, weil sie „dem Herzoge Wilhelm von Baiern nicht „trauen durften, der ein allgemeines Aufgeboth in „seinem Lande hatte ergehen lassen."

nach veränderter Sitte, alles Klösterliche ungünstig angesehen werden will. Man bauet sich zum Zeitvertreibe Eremitagen, und hadert über andere, die es etwas ernstlicher dabey nehmen; man erlaubet sich, damit zu spielen, wo andere ihre Lebensfrist zu kurz ansehen, um ihre Tage mit bloßem Spielen hinbringen zu dürfen. Ein Kloster ist das Ideal von einer geistigen Familie, und wird als solches immer ehrwürdig bleiben, wenn auch solche Anstalten jezuweilen das zum Grunde liegende schöne Bild vergessen haben sollten. Ein jedes bürgerliche Haus wird in so weit ein Kloster, als die Familie eine edlere Art der Verbindung erkennet, und unter sich knüpfet, als die bloß physische ist. Wenn diese symbolische Vorstellung lästig fallen kann, von dem erwarte ich schon, daß er überhaupt jene nicht ohne Bemitleidung ins Aug fassen werde, die ihre Familien mehr als Gottesfamilien ansehen, als daß sie selbe für zufälliges Zusammentreffen auf der Flucht durch dieses Leben betrachten, wo man eilen müsse sich zu genießen. Er muß sich aber auch gefallen lassen, daß ich ihm bemerke: ich begreife nicht, wie man einerseits nach Ideen zu streben auffodert, und doch eine der schönern Ideen, eine geistige Familie, nicht würdiget!

„Netze des Pabstthums:" was sind das für Netze? Sind es jene, welche unser Erlöser dem heil.

Petrus in die Hände gab, als er ihm sagte: „von „nun an sollst du Menschen fangen!“ . . . Sind es diese: so weiß ich einen Mann nicht zu bedauern, der sich vertrauenvoll Gottes Anordnung überläßt, die nur wohlthätig seyn kann. Von einem andern Netze des Papstthums weiß ich, in Rücksicht auf Wilhelmen, nichts. Der Mann, der eben so klug als fromm ist, hat bey dem Gefühle der Nothwendigkeit sich die wahre Gottes Anordnung gefallen zu lassen, gerade das, was nothwendig ist, sie von der nur scheinbaren zu unterscheiden. Ihm wird es nicht entgehen, was Menschennetze sind, sie mögen von Päpsten, oder von wem immer gestricket seyn. Man kennet Wilhelmen in Baiern zu gut, als daß man nicht allgemein überzeugt seyn sollte, man versündige sich an seinem großen Andenken, wenn man ihn zu einer solchen Kleinlichkeit verdünsten läßt, daß er schwach genug gewesen sey, sich von der Feinheit der Jesuiten berücken zu lassen. Er war es vielmehr, der sich der Jesuiten zu seinen löblichen Zwecken bedienen zu müssen glaubte: denn berufen waren sie von seinem Vater; und sie drangen sich weder jenem, noch ihm auf.

Man sollte doch, meyne ich, Wilhelmens Manne und Asche in ihrer höchst verdienten Ruhe lassen. Ich kenne nicht ein Baierherz, das nicht dankbar und warm für Wilhelmen schlüge; und

dem

dem es nicht leid thun müsse, daß einer der ehrwürdigsten Fürsten seiner Vorzeit, von einem Verfasser der Geschichte seiner Hauptstadt, die ihm so vieles verdanket, nicht nach Verdienste gewürdiget werde. Wem ein Herz zu Theil geworden ist, daß den Werth der Tugend kennt; und das Gottes Stimme, d u b i s t f ü r m i c h g e s c h a f f e n! erweckend in sich vernimmt: vor dessen gesegnetem Andenken müssen wir mit uns überströmender Ehrfurcht dastehen, und den Mann für eine hoch zu bewundernde Seltenheit ansehen, der nach einer langen Reihe von Jahren, in deren Laufe Weisheit und Wohlthätigkeit in den Entwicklungen stritten, noch groß genug war, das wir unwerthen Flimmer hinzugeben, dessen Erreichung andere für die lezte Stuffe des Wünschenswerthen ansehen; und um dessen abfallende Brodsammen wieder andere so unedel schmeicheln. *) Der, den sein erbautes Land f r o m m

nennt

*) Auch die Muselmänner scheinen das Große einer solchen Selbstverläugnung nicht ungewürdigt zu lassen, indem sich S u l t a n I b r a h i m durch eine ähnliche Entsagung bey ihnen in ein unauslöschliches Andenken versetzet hat. In der Sammlung der merkwürdigsten Reisen in den Orient, 1. Theil, S. 22. lesen wir: „Die Türken, welche uns in die Moschee „führten, unterhielten uns mit einer langen Ge„schichte von dem hier begrabenen Sultan Ibrahim „besonders von seiner Selbstertödtung und Verläug„nung der Welt. Nachdem er seine königliche Wür„de abgelegt, habe er sich hieher zurück gezogen, und „in einer Grotte auf der Seeseite 20 Jahre in Ar-

„muth

nennt (Wilhelm der Fromme), und den ein Held, ohne zu fürchten, sich dabey etwas zu vergeben, „groß“ nennen dürfte, verdienet wahrhaftig die delikatere Behandlung der Geschichte. Wenn Gustaph Adolph, als Feind, im Jahre 1632, wo er in Münchens B·sitze war, vor dem einfachen Grabmahle des Gottesmannes ausrufen durfte: „Hat denn dieser große Herzog keine bessere Grabschrift verdient?“ so ist dieses ein Zeugniß aus dem Munde eines Feindes, welches alle verunglückten Ansichten de spätern Zeiten aufhebt. Nach dem Gange der Darstellung soll es freylich nur die Jesuiten gelten: aber es trift sie, nach meinem Urtheile wenigstens, so unglücklich, daß ein Theil des Schattens selbst den großen Mann decket.

„Die

„muth und Andachtsübungen gelebt. Zur Bestätigung dieser Erzählung führten sie uns zu der „Zelle, wo er gewohnt haben sollte. Hier war eine „Men e von Gräbern zu sehen, gegen die Seeseite „zu in Felsen ausgehauen, nach der alten Begräbnißweise in diesen Gegenden. Unter diesen zeigten „sie uns eines, in welchem nach ihrer Behauptung, „der andächtige Sultan seine 20 Jahre lange Bußübungen gehalten haben soll. Um dieß noch wahrscheinlicher zu machen, zeigten sie in einer kleinen „Entfernung eine andere Grotte, zweymal größer „als die übrigen und von oben unbedeckt. Auf der „südlichen Seite waren drey Nischen oder Gebethstellen eingehauen; dieß soll Sultan Ibrahims Gebethplatz gewesen seyn.“

„Die Jesuiten haben das Gespinnst des unpo„litischsten Blödsinnes zu vollenden gewußt.“ Wunderbar: einige Zeilen vorher spielte der Jesuit fein; hier spinnet er auf einmal — blödsinnig! . . . Ich rede aufrichtig, wie es einem Manne ziemet: ich verabscheue alles Spinnen! Wo ein menschelndes Spinnen Platz hat, von wem es immer herkommen mag, da ist nicht Natur. Nur sie, die Natur, hat das Recht anzuordnen: und der Mensch, in welchem Kleide er immer steckt, der auf seine Art spinnet, entfernet sich von der Natur, und fällt in „unpolitischen Blödsinn.“ Man sollte also niemal spinnen; niemal an der Spindel der Zeit einen willkührigen Faden ziehen: sondern getreu bey Gottes Anordnung, bey seinem Gesetze, bey der Natur bleiben. Wo diese den Faden reichen, da hat die Natur gesponnen, die allein das Recht dazu hat: nicht Jesuiten, (man verzeihe mir den Ausdruck, mit welchem ich es wohl nicht so bös meyne) die niemal spinnen sollten.

Eben so wenig befriedigend müssen dem ruhigen Leser folgende Aeußerungen dieser „Beschrei„bung“ seyn. „Die Verkrüppelung der Köpfe „ward in ein System gebracht, und durch eitel „Andachtsübungen, mit Kerzendampf, und im „Schimmer des vergoldeten Metalls, unter Wol„ken von Weihrauch ward dem allgläubigen Volke

„die

„die reine Ansicht in die höhern Regionen der Re„ligion geraubt.“ Ich muß es nur sagen: Aeußerungen dieser Art giebt man, wie einen übel gemischten Becher, ungekostet zurück. Sie erstaunten ehemal durch ihre Neuheit: izt ist man sie ziemlich gewohnt; und man hat Zeit und Erfahrung genug gehabt das Uebertriebene davon einzusehen. „Verkrüppelung“ ist und bleibt, wie alle Begriffe dieser Art, ein relatives Merkmal, welches fast eben so oft in die Sache gelegt wird, als an derselben erscheint. Wie wir über die vergangenen Zeiten absprechen, so werden es sich andere in Hinsicht auf uns erlauben, (und ist zum Theile schon geschehen) ohne daß vielleicht eine Seele von Mitleiden ergriffen, dabey ausrufe: „man ist ungerecht; und man spielt mit Uebertrei„bungen!“ denn wir haben das Beyspiel der Schonungslosigkeit gegeben. Kommende Zeitalter werden eben so spröde über uns hinaussehen, wie wir uns auf Stelzen bäumeten, um über die Vorzeit, obgleich nicht auf uns selbst gestellt, hervorzuragen, und werden uns mit derselben Münze bezahlen: wohlverdient bezahlen! . . .

Man muß sich erstaunen, wie weit man es in unsern Zeiten gebracht hat, sich in seinen Aeusserungen selbst zu vergessen. „Unter Wolken von „Weihrauch ward dem allgläubigen Volke die reine

„Aufsicht in die höhern Regionen der Religion ge„raubt.“ Man zeige doch der Welt endlich in unserm Zeitalter, das seinen Ruhm so wortreich ausspricht, die realisirten höhern Regionen der Religion! Wenn ich auch unsern Tagen manche Abschaffung des Unfuges mit Wahrheitsliebe einräume: so kann ich ihnen gerade das nicht verdanken, was eben das Gesuchte ist, dessen Abgang man an den vorigen Zeiten, oft hart genug, tadelt. Ja: ich finde gerade den Geist nicht, der mit Nutzen abschaffen kann; noch weniger den, der Besseres zu geben vermag. Möchte man sich diese bedeutende Wahrheit doch sagen lassen! Wilhelm, dessen gehörige Beurtheilung schon ihren Mann fodert, ist Beweis, daß man in den vorigen Zeiten wenigstens nicht ganz ohne „Aufsicht in die höhern „Regionen der Religion“ gewesen sey. Oder, ist nach einem hingelebten beschwerlichen aber segenvollen Tage seinen Lebensabend der Heiligung seiner selbst, und dem reinern Umgange mit Gott, der bald Besitz und Lohn werden soll, widmen, keine Aufsicht in die höhern Regionen der Religion? . . . Und ob dieses gleich der wenigen gegebene Ausdruck der Religion war: so mag es ihm doch kaum gelingen, daß er nicht als Spielzeug der Jesuiten erscheine! . . .

Nach

Nach meinem Ermessen wäre keine Stelle der wiederholtern Prüfung würdiger gewesen, als, wenn es endlich heißt: „Man bethete und schändete die „Sitten; man geißelte sich, und blieb gottlos; „man drängte sich zu Bittgängen, und den Abend„andachten der Klöster, ließ sich unzählige Male „bekreuzen und segnen, und feilschte zur Unzucht.“ Ich darf sagen: ganz Baiern widerspricht dieser schwer zu erweisenden Schilderung. Baiern wird, ungeachtet solcher Darstellungen, jene Zeiten als solche betrachten, die in Hinsicht auf Religiösität und Sittlichkeit keiner andern so bald den Vorzug lassen. Es wird zugeben, daß man zu andern Zeiten aufgeklärter zu denken vorgegeben: nicht aber, daß man reiner und gottgefälliger gehandelt habe, und für die endliche Menschenbestimmung wirksamer gewesen sey. Wahrhaftig diesem Vorgeben widersprechen Geschichte und Denkmäler der Zeit. Man komme nur, und sehe mit eigenen Augen München an, und sage, ob man nicht eingeladen werde von Menschen, welche geleistet haben, was man hier sieht, wenigstens eine, gegen andere Länder gehalten, nicht nachtheilige Meynung zu fassen! War auch der Ausdruck ihrer Andacht oft nicht berechnet genug; liebten sie das Theatralische in ihren Vostellungen, das, mit neuern Augen gesehen, an das Unschickliche gränzte; und

behiel-

behielten sie aus den Urzeiten manchmal etwas weniger Geläutertes bey, weil es das Gepräge des ehrwürdigen Alterthums hatte *): so war doch der Geist der Nation Anhänglichkeit an Gott, und reges Streben ihm wohlzugefallen. Immer genug, um von Zeiten, wenigstens nicht mißkannt zu werden, die gerade von dieser Seite der Erbauung bedürfen. Sollten auch Menschlichkeiten statt gehabt haben (wie selbe wohl nirgendwo fehlen, und Baiern darum wenigstens nicht vorzüglich getadelt werden kann) so ist schon das große Beyspiel eines Fürsten Beweiß genug, daß es noch Sinn für ächtere Religion gegeben habe; und seine Verwendung ist Bürge dafür, daß man, sie herbeyzuführen, und durch Anstalt und Beyspiel zu befördern, thätig gesinnt gewesen sey.

Nachdem ich Dinge, die nicht ohne Einfluß und folglich Bedeutung seyn mögen, auf diese Weise entwickelt habe, wird mir weder der Hr. Verfasser „der Beschreibung von München," noch sein Rezensent den aufrichtigen Wunsch verargen können:

Ge-

*) Daß auch darin sich manches Gute vorfinde, erkennt ein Protestant in der National-Chronik der Deutschen. 12. Juny 1805 „der Protestant erlaube sich durch „die sinnlichen Einbildungen der Religionsideen, „und durch so manches ehrwürdige Ueberbleibsel „aus dem christlichen Alterthume, die er in dem „Gottesdienste und in den Gebräuchen der Katho„liken findet."

Gelehrte wollen sich doch nicht so von dem Treiben der Zeit fortreißen, sondern sich durch eine ihrem Stande so wohl anstehende Mäßigung im Denken und Beurtheilen leiten lassen, welche man beyahe nicht mehr kennt; sie wollen durch Hervorhebung der bessern Seite, welches oft ohne Verletzung der Wahrheitsliebe geschehen kann, und welche Dinge, die dem Gottesgefühle ihren Ursprung verdanken, immer haben, ihre Liebe für die gute Sache empfehlen. Was gewinnt man dabey, wenn man sein Vaterland bey dem Haufen der Neugierigen, die sich alles Denken verbitten, und nur unterhalten seyn wollen, lächerlich macht! Man setzet unnöthig Vaterland dem Vaterlande entgegen, und trägt selbst dazu bey, daß, indem man sich gegenseitig einander Preis giebt, man, wenigstens was Reputation betrift, beyderseits sein Vaterland zerstöret.

* Als in den lezten Jahren des vorigen Jahrhunderts zwey berühmten Staatsgelehrten, die Herren Spitler, und Gmeiner auf ihrer literarischen Reise in München eintrafen, war Wilhelm der V. einer der ersten Gegenstände, dem sie die ganze Aufmerksamkeit schenkten. Sie hatten zu Wien in mehr dann 200, von diesem großen Fürsten eigenhändig geschriebenen Briefen, die in dem

k. k. k. Hausarchiv für die Nachwelt aufbewahret liegen, den Staatsmann kennen gelernet. Als man die zwey Reisenden in das Zimmer an dem gewesenen Jesuiten-Kollegium führte, welches Wilhelm der V. bewohnet hatte, sprachen sie mit einer Begeisterung, die nur redliche, uneingenommene Männer fühlen: Hier ist der Ort, von woaus der große Wilhelm nicht nur das katholische Deutschland, sondern auch selbst Rom, und Spanien geleitet hatte! Nach diesem Zeugnisse hatte also Wilhem den Pabst, und nicht der Pabst Wilhelmen in sein Netze verstricket. Wem soll man glauben, zweenen Männern, die aus reinen Quellen schöpften, oder den Recensenten, der seine von dem modernen Zeitgeist umnebelte Ansicht in die Geschichte legte? —

Sapienti pauca!

Bayerische Staatsbibliothek München

5/93
H. HEINRI
Buchbinde
Rottenbur

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ueber unverhältnißmäßige Bevölkerung der Hauptstädte oder zweyer Gelehrten Baierns verschiedene Ansichten dieses Gegenstandes beurtheilt

[S.l.] 1806

Bavar. 351
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10371420-4